

إِنَّ كَلَامَ الْحُكَمَاءِ دَوَاءٌ...<sup>1</sup>

## Forschen und forschen lassen: Jürgen Pauls Leben für die Islamwissenschaft\*

*Nader Purnaqqheband (Halle/Saale)*

Zwischen Agadir und Halle an der Saale liegen – geographisch gesehen – 2631 Kilometer. Man kann diese ‚Entfernung‘ zweier Raumpunkte aber, wie schon in persischen hagiographischen Texten des Mittelalters nachzulesen ist, auch in anderen Kategorien ausdrücken.

Bei Jürgen Paul ist sie vielleicht die Entfaltung eines Forscherlebens, das ihn aus seinem Beruf als jungem Lehrer für Russisch und Französisch an einem Hamburger Gymnasium durch die Faszination am Orient, seiner Kultur und Sprachen, herausriss und ihn nicht mehr losließ, bis – nach über drei Jahrzehnten durch ihn und seine Kollegen – am Orientalischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ein Zentrum geschaffen worden war, in dem sich eine ganze Generation von Studierenden und Forschenden zu Iran und Turan unter seiner Supervision formiert hatte.

Geboren 1949, direkt in die Aufbauzeit hinein und am nordwestlichsten Zipfel der neugegründeten Bundesrepublik, wuchs Jürgen Paul im ländlichen Nordfriesland in Lindholm auf. Auf diese Wurzeln ist er bis heute stolz geblieben und sie waren nach eigenem Bekunden ein – vielleicht zuerst unbewusster – Antrieb bei der Entdeckung seiner Forschungsregion. Mit seinem Mitarbeiter in Halle (und späteren Kollegen in Wien), Paolo Sartori, war er sich stets darüber einig, als *village boys* nicht nur Interesse, sondern auch ein besonderes Vorverständnis für rurale Verhältnisse in die Wiege gelegt bekommen zu haben. Aber der lange Weg nach Zentralasien – sowohl bei dessen Entdeckung als historischen Forschungsgegenstand, als auch wortwörtlich beim ersten Aufenthalt in den sich schon in der Transition befindlichen sowjetischen mittelasiatischen Republiken – führte den jungen Studienrat zuerst 1982 nach Marokko, neben Indien bekanntlich *das* Land, das für die ‚schicksalshafte Initiation‘ von einem Teil einflussreicher Orientalisten des 20. Jahrhunderts verantwortlich gewesen war. Aus dem überwältigenden Erlebnismoment der Fremde heraus beschlossen Paul und seine drei Reisegefährten in Agadir, nach der Rückkehr in die Heimat das Orientalische Seminar in der Hamburger Rothenbaumchaussee aufzusuchen und die arabische Hochsprache zu studieren. Freilich ist es nicht jedermanns Sache, den Schritt vom Gedanken zur Tat zu vollziehen, wenn auch, mit Heine gesprochen, der Blitz stets dem Donner vorausseilt. So kam es, dass der junge Studienrat sich am Ende allein mit den grammatischen Besonderheiten des Hocharabischen als semitischer Sprache beschäftigte; trotz seiner Komplexität auch eine willkommene linguistisch-komparative Herausforderung für den vormaligen

---

\* Dieser narrative *Essai* eines biographischen Abrisses beruht auf Gesprächen, die ich in meiner Eigenschaft als Jürgen Pauls Mitarbeiter (Lektorat Persisch) mit ihm zwischen 2006 und 2011, teils auch später, geführt und daraufhin privat aufgezeichnet habe. Einige inhaltliche Ergänzungen verdanke ich (aus demselben Zeitraum) Paolo Sartori, David Durand-Guédy sowie Wolfgang Holzwarth.

Absolventen der Slawistik und Romanistik. Der Arabischunterricht fand damals am späten Nachmittag statt, sodass es dem Berufstätigen auch vom Tagesrhythmus möglich war, während der Schulstunden als Lehrer zu unterrichten und sich – während Kollegen ihren Feierabend genossen – daraufhin ‚zur Spätschicht‘ ins Orientalische Seminar an der Alster zu begeben. Schon während dieser Unterrichtsstunden muss bei Jürgen Paul langsam der Entschluss gereift sein, der Orientalistik als Fach seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Wie so oft – gerade in den philologisch-historischen Orchideenfächern in Deutschland – griffen damals an den Lehrstühlen Forschung und Lehre noch in einer Weise ineinander, dass mancherorts enge Beziehungen zwischen Studierenden und Lehrenden entstanden, auch über das Akademische hinaus. Noch während des Studiums des Hocharabischen traf Jürgen Paul so auf Albrecht Noth. Nach eigenem Bekunden war das Charisma Noths dafür mitverantwortlich, dass er fortan sein Herz voll und ganz den orientalischen Studien verschrieb und endgültig beschloss, sein Leben der Forschung und Lehre über den islamischen Orient zu widmen. Gedacht, getan. Bis dahin lag allerdings noch mehr als ein ganzes Jahrzehnt vor ihm. Die Interessen Jürgen Pauls fokussierten sich immer mehr auf das damals noch sowjetische Zentralasien als sozialgeschichtliches Untersuchungsfeld. Vorher hatte ihm sein Lehrer, der Arabist Noth, nämlich noch ans Herz gelegt, sich als islamische Zweitsprache das Hochpersische anzueignen. Das Schicksal schien ihm auch jetzt entgegenzukommen, denn der Hamburger Lektor für Persisch war kein geringerer als Djalal Khaleghi-Motlagh, einer der weltweit bedeutendsten zeitgenössischen Spezialisten in der Kodikologie früher und klassischer persischer Texte. Auch wenn Khaleghi-Motlagh aus seinem monumentalen Forschungsprojekt – einer *Šāhnāma*-Edition in acht Bänden – im Unterricht kein großes Aufsehen machte, so floss doch spätestens, nachdem die Grundlagen der Sprache vermittelt waren, sein Blick auf die semantische Komplexität des klassischen Hochpersisch unvermittelt im Unterricht mit ein. Auch hier erwies sich also das Hamburger Orientalische Seminar als *der* ideale Ort, an dem sich der junge Studienrat auf der Grundlage paläographischer Kenntnisse und dem klassischen Persisch als Schlüssel zur Erforschung der Geschichte des islamischen Ostens zugetan, nunmehr Gedanken über sein Dissertationsvorhaben machen konnte.

Spätestens jetzt – wir schreiben Mitte der 1980er Jahre – machte alles Sinn: In der späten Sowjetunion bröckelten die alten Strukturen, ohne dass Neuregelungen getroffen worden waren. In den nicht-russischen Sowjetrepubliken blieb die Verkehrssprache zwar vorläufig Russisch, aber ein gewisser sezessionistischer Geist machte sich schon durch Glasnost und Perestroika in Usbekistan und den anderen zentralasiatischen Sowjetrepubliken breit. Schon damals erwachte vor Ort ein anhaltendes Interesse an der ‚eigenen‘, autochthonen Geschichte und Kultur, die durch die offizielle marxistische Deutung der Geschichte der Region nicht mehr befriedigt werden konnte. Umso offener war man deshalb in den einschlägigen Instituten der usbekischen Akademie der Wissenschaften (so zum Beispiel dem al-Biruni-Institut für Orientalistik in Taschkent) gegenüber Wissenschaftlern aus Westeuropa und ihrem *fresh approach*.

Parallel dazu nahm zur gleichen Zeit an der Alster ein Projekt Gestalt an, an dem in den Jahrzehnten zuvor zwei große Islamforscher – Hamid Algar und Marijan Molé – gescheitert waren: Die Geschichte des Sufi-Ordens der Naqshbandiyya in Zentralasien auf der Grundlage der Bearbeitung noch harrender Handschriften zu erschließen. Die weit-

gehend unberührten persischen Texte zur Umsetzung dieses Projektes lagen vor allem in den Bibliotheken Taschkents. Dies war allerdings nicht der einzige Grund, weshalb sich der Doktorand Jürgen Paul auf den Weg in die Sowjetunion machte, denn er wollte den Himmel, unter dem ‚seine‘ Hauptfiguren Bahā’ ad-Dīn Naqšband (gest. 1389) sowie Ḥwāḡa Aḥrār (gest. 1490) gelebt hatten, die Natur, das wachsende Gras, die Wolken und die Berge innerhalb jener Landschaft, in der die Handschriften geschrieben worden waren, die die Grundlage seiner Dissertation werden sollten – im Sinne al-Ġazālīs vielleicht – zuerst „schmecken“. Daraufhin begab er sich nach Taschkent und auch hier, insbesondere in der Bibliothek des al-Biruni-Instituts, öffneten sich Tore, die mittlerweile leider vielen seiner späteren Mitarbeiter wieder verschlossen sind. Ein Förderer und einflussreicher Orientalist aus Leningrad, Oleg F. Akimushkin, ermöglichte es mit einigen markigen Worten an die zuständigen Stellen, Einblick in die relevanten persischen Manuskripte (die Tschagatai-Texte waren ja erst ab 1500 von Belang) zu gewähren und nach einigen Verhandlungen die auserwählten Schriften in Form von Mikrofilmen über Paris an die Alster schicken zu lassen. Diese Texte, die heute auch als Editionen vorliegen, dienten als Grundlage für seine Dissertation (*Die politische und soziale Bedeutung der Naqšbandiyya in Mittelasien im 15. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter 1991), welche auch in methodischer Hinsicht Neuland betrat, aber zugleich von den Forschungen Albrecht Noths als akademischer Lehrer Inspiration erfahren hatte.

Viel später noch, von 1995 bis 2011, waren es dann zahlreiche Studierende – und ich, der sich ab 2006 im Hallenser Auditorium unter sie zu mischen pflegte, – denen Woche für Woche vor Augen geführt wurde, wie man Quellengattungen aller Art, seien sie schriftlich oder bildlich, querlesen und ihnen so sozialgeschichtliche Erkenntnisse entlocken kann, die bis dato brachliegend in ihnen schlummerten. Dieser methodische Zugang, durch den etwa bei der Dissertation hagiographische Texte so gelesen wurden, dass sie als Quellen zur Sozialgeschichte nutzbar wurden, wurde in den folgenden Jahrzehnten von jungen Wissenschaftlern weltweit aufgegriffen und auf ihre eigenen Textgattungen übertragen. Richtungsweisend in diesem Kontext war auch der 1990 veröffentlichte Aufsatz „Hagiographische Texte als historische Quelle“ (In: *Saeculum* 41,1 [1990], 17–43), der gerade im deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs über die Islamwissenschaft hinaus nachhaltig Spuren hinterließ. Ermuntert durch seinen Lehrer Albrecht Noth und den Zweitgutachter Bertold Spuler – einen der letzten ‚Universalorientalisten‘ überhaupt, der einen Großteil seiner Zeit und Energie unter Zuhilfenahme seiner Orientnetzwerke in den Wiederaufbau der Hamburger Orientalistik-Bibliothek investiert hatte – bewarb sich der frischgebackene Doktor für ein zweijähriges Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Der Kernregion – Transoxanien – die Treue haltend, erweiterte er das Territorium seiner Forschungen in den ostiranischen Raum und thematisierte den Iran in vormongolischer Zeit, insbesondere im 11., 12. und frühen 13. Jahrhundert. Ohne es damals wohl schon selbst zu ahnen, belichtete Paul mit dem hier gewählten Forschungsschwerpunkt in Hamburg bereits Anfang der 1990er das Negativ eines Großprojekts, das Jahre später im Rahmen des Sonderforschungsbereichs (SFB) 586 („Differenz und Integration – Wechselwirkungen zwischen nomadischen und sesshaften Lebensformen in Zivilisationen der Alten Welt“) in Halle an der Saale Wirklichkeit wurde und deren inhaltsbezogene Kulmination in Gestalt seines *Opus Magnum* (*Lokale und imperiale Herrschaft im Iran des 12. Jahrhunderts. Herrschaftspraxis und Konzepte*. Wiesbaden: Reichert 2016) fünf Jahre nach Ab-

lauf des SFB das Licht der Öffentlichkeit erblicken sollte. Aber der Reihe nach: Jürgen Paul leuchtete in den zwei intensiven Jahren der Niederschrift seiner Habilitation (*Herrscher, Gemeinwesen, Vermittler. Ostiran und Transoxanien in vormongolischer Zeit*. Beirut / Stuttgart: Steiner 1996), die lokalen Herrschaftsverhältnisse in diesem Zeit-Raum-Gefüge aus der Perspektive der sesshaften städtischen und ländlichen Notabeln heraus aus. Albrecht Noth, der mit seinem ehemaligen Doktoranden immer öfter wissenschaftliche Fragestellungen von Kollege zu Kollege erörterte, holte ihn schließlich nach dem Verscheiden des Initiators Abdoljavad Falaturi als Mitherausgeber von *Der islamische Orient. Grundzüge seiner Geschichte*. (Würzburg: Ergon 1998) an Bord.

Der Übergang zwischen dem nach dem Ende des Habilitationsverfahrens im Mai 1993 wiederaufgenommenen Gymnasialdienst in Hamburg und der ersten Vorlesung zur Geschichte der islamischen Welt im Sommersemester 1995 in Halle erwies sich als brückenhaft, denn Jürgen Pauls letzter Abiturskurs 1995 in Philosophie hatte das Thema *Zeit* zum Gegenstand, in dem nicht nur die Klassiker von Augustinus über Meister Eckhard bis Kant zu Wort gekommen waren: Wo Zeit und Philosophie aufeinandertreffen, dort ist Geschichte nicht fern. In Sachen Wissenschaft begann also ab April 1995 nicht nur in biographischer Hinsicht für den frischberufenen Professor für Islamwissenschaft an der Martin-Luther-Universität in Halle an der Saale die nächste Etappe. Seine Kollegen Stefan Leder (Arabistik) sowie Jürgen Tubach (Christlicher Orient) waren bereits an Bord und kämpften mit der – gelinde gesagt – bescheidenen wissenschaftlichen und kommunikationstechnischen Infrastruktur der Nachwendezeit. Das gesamte Institut an der Emil-Abderhalden-Straße etwa besaß einen einzigen Fernsprecher bei gleichzeitigem Telefaxanschluss. Schon damals zeigte insbesondere Stefan Leder seinen unermüdlischen und visionären Geist – und er fand in Jürgen Paul einen gleichgesinnten Kollegen, mit dessen Zusammenarbeit es in wenigen Jahren gelang, den Sonderforschungsbereich ‚Differenz und Integration‘, das Sondersammelgebiet (SSG) ‚Vorderer Orient / Nordafrika‘, sowie den ‚Diamanten‘ am Mühlweg unter dem Dach des Orientalischen Instituts zu vereinen. Bereits 2001, als der SFB losging und die Büroräume im ‚Kleinen Schloss‘ von den ersten Forscher(-inne)n bezogen wurden, konnten die Professoren Leder, Paul und Tubach aufatmen: „Jetzt sind wir aus der Provinz raus!“

Die wissenschaftliche Aufbauleistung für die Belebung speziell der arabistischen und islamwissenschaftlichen Forschungslandschaft durch das Zweigestirn kann nur ermessen, wer die Verhältnisse in den Neunzigern vor Augen hatte. Denn mit der Bewilligung des SFB und der Ablösung des SSG (von Tübingen) herrschten praktisch von Stund an paradiesische Verhältnisse für die Forschung. Viele Fragestellungen, gerade in Bezug auf die Nomaden, harreten nun der Bearbeitung. Es muss vor allem als Verdienst des Arabisten Stefan Leder angesehen werden, dass der SFB sich im Laufe der Zeit zu dem entwickelte, was die Deutsche Forschungsgemeinschaft von ihm erwartete: Kein loses Bündel von Einzelprojekten, sondern Beiträge zu einer gemeinsamen Forschungsfrage. Koordination und Motivation spielten in diesem Kontext eine erhebliche Rolle, wo es sich doch um oft sehr verschiedene Wissenschaftler(-innen) handelte, die aber an einem Strang ziehen sollten. Auch hier erwiesen sich die im vorherigen Berufsleben geschärften Veranlagungen Jürgen Pauls als extrem hilfreich. Es machte ihm sichtlich Freude, seine Mitarbeiter – neben den hiesigen Mitarbeitern kamen im Laufe der Jahre junge Wissenschaftler aus Frankreich, England und Italien dazu – forschen zu lassen und mit ihnen einen Dialog auf Augenhöhe zu führen. Der in Halle beackerte Themen-

komplex ‚Nomaden und Sesshafte‘ – das entsprechende SFB-Abschlusskolloquium fand in Hamburg im November 2011 statt – war zwar für Jürgen Paul selbst kein fremdes Terrain, aber für ihn wurde eigenen Erzählungen nach in diesem Zeitraum vieles klarer, was sich vorher im blinden Fleck der Texte verbarg, die ja fast ausschließlich die Perspektive der Sesshaften im weitesten Sinn reflektieren. Auch hier kam sein origineller methodischer Zugang des Siebens gesuchten Wissens aus dem überlieferten Textgeröll unter Zuhilfenahme von Erkenntnissen aus ethnologischer Beobachtung zum Einsatz. Als der SFB 2012 schließlich nach der maximal möglichen Förderdauer zu Ende ging, war in einem bislang nahezu unbeachteten Forschungsfeld durch die Publikation zahlreicher Studien, Qualifikationsarbeiten, Aufsätze, Monographien und Tagungsbände ein Forschungsstand erreicht, auf dem kommende Forschergenerationen aufbauen konnten und können.

Der Abschluss des SFB war auch in einer anderen Hinsicht ein biographischer Wendepunkt für Jürgen Paul. Nun, da er das 62. Lebensjahr erreicht hatte; nun, da er zusammen mit seinen Kollegen vielen Nachwuchswissenschaftlern und vielversprechenden Forschern die Bedingungen geschaffen hatte, sich – losgelöst von den Sorgen des Alltags – im ‚Kleinen Schloss‘ am Mühlweg voll und ganz der Forschung zu widmen, ließ er seine administrativen und repräsentativen Verantwortlichkeiten – wie ehemals den sicheren Hafen der Gymnasiallehre – los und begab sich selbst auf den Marathonlauf zum *Opus Magnum* zurück zu seiner alten Wirkungsstätte an der Alster, wo bereits Dissertation und Habilitation entstanden waren. Für einige der zurückbleibenden Mitarbeiter war es eine harte Zeit, denn wie vom persischen Mystiker Farīd ad-Dīn ‘Aṭṭār (gest. 1221) überliefert ist, wird sich der Fisch erst dann des Wassers bewusst, wenn er auf dem Trockenen landet.

Das Thema seiner dritten großen Monographie, die vom Programm ‚Pro Geisteswissenschaften‘ der Thyssen- und Volkswagenstiftung gemeinsam gefördert wurde, stand bereits spätestens seit 2007 fest und wäre ohne die durch den SFB ermöglichte Erkenntnisperspektive so kaum vorstellbar gewesen. In jenem Jahr war Paul zu einer Vortragsserie als Gastprofessor in Harvard eingeladen. Die dort zur Diskussion gestellten Gedanken wurden schließlich 2009 im Rahmen einer weiteren Gastprofessur am Collège de France von ihm auf Französisch weiterentwickelt, sodass er bei der Bewerbung um das *Opus Magnum*-Programm ein Jahr später bereits ein recht klares Konzept vorlegen konnte. Es ging nun um das Gegenstück zur Habilitation. Während dort die städtischen Notabeln und Eliten in der vormongolischen Periode Irans und Transoxaniens Gegenstand der Untersuchung waren, wandte sich Paul in seinem *Opus Magnum* im selben Zeit-Raum-Gefüge dem nomadischen Gegenspiegel zu. 2013, als die zweijährige Förderungsphase auslief, lag das Werk vor und er beschloss, auf die noch verbliebenen drei Lehr-Semester in Halle zu verzichten, in die frühzeitige Emeritierung zu gehen und in Hamburg zu bleiben.

\*\*\*

Nur wenige hundert Meter entfernt von eben jenen Hamburger Seminarräumen, wo einst der junge Studienrat nach seiner Marokko-Reise voller Enthusiasmus die ersten Buchstaben des arabischen Alphabets gelernt hatte, wurde der nunmehrige Emeritus aus Halle am 1. Januar 2017 zum Seniorprofessor beim SFB 950 (‚Manuskriptkulturen

in Asien, Afrika und Europa') in der Warburgstraße ernannt, sodass bis zum heutigen Tag der Baum seines Wissens für die *scientific community* Früchte trägt. Agadir, Hamburg, Halle, Hamburg: Der Kreis hat sich geschlossen.

Würde man mich fragen, welche Inspiration ich für meine Arbeit aus Jürgen Pauls Forscherleben erfahren habe, so würde ich knapp erwidern: Die Wissenschaft und die mit ihr verbundene Haltung, für die er steht; die *aus den Tiefenschichten der Texte* gewonnenen Erkenntnisse, welche nicht aus einem mechanischen und vorfestgelegten Umgang mit den Quellen entspringen. Denn Jürgen Pauls behutsamer und gleichsam fordernder wissenschaftlicher Habitus vermochte und vermag Tore zu öffnen, die so manch anderem verschlossen bleiben. Damit man die Schlüssel zu diesen Toren überhaupt finden kann, ist wohl eine grundsätzliche Sympathie für Region, Sprache und Kultur des Untersuchungsgegenstandes unverzichtbar. Und wie oft habe ich Jürgen Paul seinen Kollegen Frantz Grenet zustimmend zitieren hören, der über das rurale Zentralasien gesagt hatte, mit dem sich der aus Nordfriesland stammende Hanseat über die Texte hinaus bis heute verbunden fühlt: „Wenn einer hier ankommt und hat bis abends keine Freunde, dann macht er etwas falsch.“

